

Kurzprotokoll zum Deutsch-Fachdidaktik II-Seminar der Studiengangs „Höheres Lehrdiplom“ an der UZH bei Philippe Wamphler

Datum: 14. 9. 2015

Protokollandin: Karen Bruckmann

Lehrerpersönlichkeit

Philippe stellt Ausschnitte eines Interviews mit dem Bestsellerautor Dirk Stötzer („Superlehrer, Superschule, supergeil: der beste Beruf der Welt“) vor, der den Gedanken, der Erfolg eines Lehrers korreliere mit dessen Persönlichkeit, neu belebt.

Bis in die fünfziger Jahre wurde davon ausgegangen, dass die passende Persönlichkeit als Voraussetzung für die Ausübung des Lehrberufs unabdingbar sei. Danach wurden methodische-didaktische Überlegungen in den Fokus der Lehrerbildung gerückt. Neuere Ergebnisse der Entwicklungspsychologie der Lebensspanne zeigen, dass das, was als die Persönlichkeit eines Menschen bezeichnet wird, nicht so stabil ist, wie bis anhin angenommen. Die Bewältigung der zentralen Herausforderungen bestimmter Lebensabschnitte hat Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung. Stötzers These, von Philippe eher als Witz in den Raum gestellt, böte diesbezüglich Diskussionsstoff.

Erreichen der Kursziele

Philippe weist uns auf die bereits erreichten Ziele des Fachdidaktik-Kurses hin. Im Dreiergespräch aber waren wir uns einig, dass gerade Punkt 1 (Einnehmen der Schülerperspektive auf fachliche Probleme) Schwierigkeiten bereitet. Insbesondere bereitet es uns Unterrichtenden Mühe, den Schwierigkeitsgrad der Aufgaben während des Unterrichtes der Schülerposition anzupassen, wenn wir ihn bei der Vorbereitung falsch eingeschätzt haben, und der Unterricht dadurch eben nicht „läuft“.

Kurs-Twittern

Philippe trägt das Experiment eines Kurs-Twitterns an uns heran. Erwünscht wäre, dass sich in einem solchen Twitterkursgespräch persönliche Lernnetzwerke entwickeln. Da in der Schule Tweet-Abtausche die Methode des Unterrichtsgesprächs sinnvoll ergänzen, dient dieses Experiment überdies der Erweiterung unseres Methodenrepertoires. Jemand stellte in den Raum, ob es nicht sogar zum Bildungsauftrag eines Deutschlehrers gehöre, in die Kommunikationsform des Twitters einzuführen.

Das Zulassen von Umgangssprache in Texten

Anlässlich eines Twitter-Geplänkels zwischen Philippe und einem kritikwütigen Follower, welches Philippe uns mitgebracht hat, entspinnt sich die Frage, inwieweit umgangssprachliche grammatische Konstruktionen in Schülertexten korrigiert werden sollen. Das Plenum kommt zum Schluss, dass die Zulässigkeit solcher Konstrukte stark von der Aufgabenstellung bzw. von der zu schreibenden Textsorte abhängig ist.

Persönliche Vorbehalte

Ich persönlich stehe der Verwendung von Social Media sehr distanziert gegenüber. (Sie üben auf mich keinerlei Faszination aus, ich nutze sie ausschliesslich, wenn die Verabredungen des Alltags anders nicht getroffen werden können.)

Der Abtausch von Boshafigkeiten, wie die von Philippe demonstrierte Genitiv-Debatte, die er mit einem Follower führte, bestätigt meine Abwehr. Ich denke darüber nach, was es ist, das mich vor dieser Art von Kommunikation zurückschrecken lässt. Möglicherweise befremdet mich das lustvolle Ausleben von Dominanzstreben, das in einem solchen Geplänkel zu Tage tritt. Diese Art spielerischen und heimtückischen Vergnügens am eigenen Stich kennt man aus Skatrunden. Der Vergleich hinkt. Skatgegner kennen sich leibhaftig. Und sie bewegen sich im abgesteckten Raum des Spiels. Im Raum der Social Media herrscht grossteils Anonymität und Regelfreiheit. Beides verleitet augenscheinlich zu Grenzüberschreitungen. – Und wiederum frage ich mich, ob meine Abwehr nicht Faulheit und Feigheit ist. Sind es nicht solche Grenzüberschreitungen, die Diskussionsstoff bieten, die neue Denkräume eröffnen? Stellt meine Abwehr nicht philiströse Bequemlichkeit dar?

Ich kehre von den unangenehmen Auswüchsen des Twitters zur Diskussion über die Textsortengebundenheit von Sprachverwendung zurück. Grammatisch mag es im Bereich des Schriftlichen textsortenabhängige Freiheiten geben. Inhaltlich halte ich es aber mit Stössl (1906), der dem geschriebenen Wort den Charakter des „Unwiderruflichen“ attestiert. Vom in kommunikativen Zusammenhängen geschriebenen Wort erwarte ich ein gewisses Mass an Durchdachtheit, während ich dem Inhalt des gesprochenen Wortes gegenüber lax bin. Warum diese Haltungsunterschiede? Möglicherweise sind diese historisch betrachtet auf deren Materialität zurückzuführen. Papier war teuer, Reden kostet nichts. Denke ich hier weiter, müsste ich der Twitter-Kommunikation alle Freiheiten zugestehen. Erachte ich aber z.B. Speicherqualität als entscheidendes Kriterium für die Ansprüche an die Qualität der Produktion, so sieht die Sachlage anders aus. Das menschliche Gehirn speichert die Gesprächsbeiträge seiner Mitmenschen nur sehr unzuverlässig, während digitale Medien auf unabsehbare Zeit irreversibel eine 1:1-Kopie festhalten.

Ich bin mir noch nicht schlüssig, ob ich mich auf das Experiment einlassen will.